

Wieviel Sicherheit(en) braucht der Mensch?

Tagung des ask vom 22. – 24.11.2002
im St. Josefs-Haus, Höfen



Inhalt

Ein paar Worte vorab.....	Seite 3
Einstieg in das Thema – psychodramatisches Gruppenspiel; Waldemar Andresen.....	Seite 4
Auktion: Was verleiht Sicherheit?.....	Seite 11
Definitionsversuche: Was ist Sicherheit?	Seite 13
Das Leben riskieren – eine philosophisch- psychologische Betrachtung; Marlene Olbrich.....	Seite 15
Zu den AutorInnen.....	Seite 27

Ein paar Worte vorab...

Wir freuen uns, wieder eine Dokumentation einer unserer Jahrestagungen vorlegen zu können. Hierzu möchte ich herzlich den ReferentInnen, d. h. meinen VorstandskollegInnen Marlene Olbrich, Waldemar Andresen und Sabine Karutz danken, die ihre Arbeitseinheit bzw. ihren Vortrag für diese Dokumentation schriftlich ausgearbeitet zur Verfügung gestellt haben.

Wie kam es eigentlich zu unserem Thema: „Wieviel Sicherheit(en) braucht der Mensch?“ ?

Der Ursprung war eine Themensammlung für die Stammtische des Jahres 2001. In gemütlicher Runde auf der Jahrestagung 2000 sollte reihum jeder ein mögliches Thema für ein Stammtischtreffen benennen. Damals ging mir der Gedanke durch den Kopf: „Wie viele Versicherungen brauche ich/braucht der Mensch?“ Gerade in Deutschland werden uns Versicherungen für jede Lebenslage angeboten und angeraten. Sie sollen uns (vermeintliche) Sicherheit geben. Als dann der besagte Stammtisch kam, wurde das Thema nicht wirklich angegangen; es blieb nur bei kurzen Statements. Als wir dann auf der Mitgliederversammlung 2001 das Thema der Jahrestagung 2002 auswählten, kamen wir auf die grundlegendere Frage „Wie viel Sicherheit(en) braucht der Mensch?“. Die Mitglieder wählten dieses Thema schließlich aus einer Liste verschiedener Themen aus, und wir beschlossen im Vorstand, diese Tagung aus „eigenen Kräften“ zu gestalten.

Wir wollen in dieser Schrift wichtige Gedanken und Ergebnisse der Tagung festhalten – von den Urerfahrungen des Menschen, der Urangst und dem Bedürfnis nach Sicherheit über die Benennung der „Dinge“, die uns Sicherheit verleihen bis hin zu der Verunsicherung, die das Leben einfach ausmacht: „Wer sich ängstlich bewahren will, wird sich verpassen.“ (Marlene Olbrich, Seite 18)

Eines ist wohl sicher: wir geben keine allgemeingültige Antwort auf die im Titel der Tagung gestellte Frage. Lieber Leser, liebe Leserin, sehen Sie selbst und lassen Sie sich immer wieder verunsichern!

Für den Vorstand des ask

Andrea Ruffert

Wieviel Sicherheit braucht der Mensch?

Einstieg in das Thema mit einem psychodramatischen Gruppenspiel

1. Vorbemerkung

Wir hatten uns im Vorstand des ask darauf geeinigt, den ersten Abend mit einem spielerischen Einstieg in das Gesamtthema zu beginnen und dazu ein Märchen zu verwenden. Die These, daß eigentlich jedes Märchen in irgendeiner Weise die Sicherheit oder deren Gegenteil thematisiert, hat sich auch in dem von mir dann aus mehr formalen Gründen ausgesuchten Märchen: Fundevogel bestätigt. Auch der unerschöpfliche Erfahrungsschatz des Menschen und die immer wieder zutage tretende tiefere Weisheit sowie der Traumcharakter und die Bilder für das Unbewußte scheinen für Spiel, Gefühle und Anregung zur weiteren Reflexion unauslotbar zu sein.

2. Die Anwärmung

Die Anwärmung - für jede Form spielerischen und psychodramatischen Einstiegs unabdingbar – wurde auf zweierlei Weise vollzogen: einmal durch eine kurze Gesprächs- und Vorstellungsrunde, wobei die TeilnehmerInnen auch ihre Tätigkeiten vorstellten, und zweitens durch eine Musik, die nur Rhythmus enthielt und die TeilnehmerInnen anregte, sich zu entspannen, loszulassen, sich für das weitere Geschehen zu öffnen.

3. Das Märchen

Das Märchen Fundevogel wurde mehrmals vorgelesen. Die Auswahl folgte mehr aus formalen Gründen. Es durfte nicht zu lang sein. Es mußte die Möglichkeit bieten, daß jede/r Teilnehmer/in eine Rolle übernehmen konnte. Und schließlich sollte es auch eine Kernaussage zur Sicherheitsfrage enthalten.

Fundevogel

Es war einmal ein Förster, der ging in den Wald auf die Jagd,
und wie er in den Wald kam, hörte er schreien,
als ob's ein kleines Kind wäre. Er ging dem Schreien nach
und kam endlich zu einem hohen Baum,
und oben darauf saß ein kleines Kind.
Es war aber die Mutter mit dem Kind unter dem
Baum eingeschlafen, und ein Raubvogel hatte das

Kind in ihrem Schoße gesehen; da war er hinzugeflogen, hatte es mit seinem Schnabel weggenommen und auf den hohen Baum gesetzt.

Der Förster stieg hinauf, holte das Kind herunter und dachte: Du willst das Kind mit nach Hause nehmen und mit deinem Lenchen zusammen aufziehn. Er brachte es also heim, und die zwei Kinder wuchsen miteinander auf. Das aber, das auf dem Baum gefunden worden war, und weil es ein Vogel weggetragen hatte, wurde „Fundevogel“ geheißen. Fundevogel und Lenchen hatten sich so lieb, nein so lieb, daß, wenn eins das andere nicht sah, ward es traurig. Der Förster aber hatte eine alte Köchin, die nahm eines Abends zwei Eimer und fing an, Wasser zu schleppen, und ging nicht einmal, sondern vielmals hinaus an den Brunnen. Lenchen sah es und sprach:

„Hör einmal, alte Sanne, was trägst du denn soviel Wasser zu?“ – „Wenn du's keinem wieder sagen willst, so will ich dir's wohl sagen.“ Da sagte Lenchen nein, sie wolle es keinem Menschen wieder sagen, so sprach die Köchin: „Morgen früh, wenn der Förster auf die Jagd ist, da koche ich das Wasser, und wenn's im Kessel siedet, werfe ich den Fundevogel ein und will ihn darin kochen“.

Des andern Morgens in der Frühe stand der Förster auf und ging auf die Jagd, und als er weg war, lagen die Kinder noch im Bett. Da sprach Lenchen zum Fundevogel: „Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht“, so sprach der Fundevogel: „Nun und nimmermehr“. Da sprach Lenchen: „Ich will es dir nur sagen, die alte Sanne schleppte gestern abend so viel Eimer Wasser ins Haus; da fragte ich sie, warum sie das täte, so sagte sie, wenn ich's keinem Menschen sagen wollte, so wollte sie es mir wohl sagen; sprach ich, ich wollte es gewiß keinem Menschen sagen, da sagte sie, morgen früh, wenn der Vater auf die Jagd wäre, wollte sie den Kessel voll Wasser sieden, dich hineinwerfen und kochen. Wir wollen aber geschwind aufstehen, uns anziehen und zusammen fortgehen.“

Also standen die beiden Kinder auf, zogen sich geschwind an und gingen fort. Wie nun das Wasser im Kessel kochte, ging die Köchin in die Schlafkammer, wollte den Fundevogel holen und ihn hineinwerfen. Aber als sie hineinkam und zu den Betten trat, waren die Kinder alle beide fort – da wurde ihr grausam angst, und sie sprach zu sich: „Was will ich nun sagen,

wenn der Förster heimkommt und sieht, daß die Kinder weg sind? Geschwind hintennach, daß wir sie wieder kriegen.“

Da schickte die Köchin drei Knechte nach, die sollten laufen und die Kinder einfangen. Die Kinder aber saßen vor dem Wald, und als sie die drei Knechte von weitem laufen sahen, sprach Lenchen zum Fundevogel: „Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht“, so sprach Fundevogel: „Nun und nimmermehr“. Da sagte Lenchen: „Werde du zum Rosenstöckchen und ich zum Röschen darauf“.

Wie nun die drei Knechte vor den Wald kamen, so war nichts da als ein Rosenstrauch und ein Röschen obendrauf, die Kinder aber nirgends. Da sprachen sie: „Hier ist nichts zu machen“, und gingen heim und sagten der Köchin, sie hätten nichts in der Welt gesehen als nur ein Rosenstöckchen und ein Röschen obendrauf. Da schalt die Köchin: „Ihr Einfaltspinsel, ihr hättet das Rosenstöckchen sollen entzweischneiden und das Röschen abbrechen und mit nach Haus bringen, geschwind und tut´s.“ Sie mußten also zum zweitenmal hinaus und suchen. Die Kinder sahen sie aber von weitem kommen, da sprach Lenchen: „Fundevogel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ Fundevogel sagte: „Nun und nimmermehr“. Sprach Lenchen: „So werde du eine Kirche und ich die Krone darin.“ Wie nun die drei Knechte dahin kamen, war nichts als eine Kirche und eine Krone darin. Sie sprachen also zueinander: „Was sollen wir hier machen, laß uns nach Haus gehen.“ Wie sie nach Hause kamen, fragte die Köchin, ob sie nichts gefunden hätten; so sagten sie nein, sie hätten nichts gefunden als eine Kirche, da wäre eine Krone darin gewesen. „Ihr Narren“, schalt die Köchin, „warum habt ihr nicht die Kirche zerbrochen und die Krone mit heimgebracht?“ Nun machte sich die alte Köchin selbst auf die Beine und ging mit den drei Knechten den Kindern nach. Die Kinder aber sahen die drei Knechte von weitem kommen, und die Köchin wackelte hintennach. Da sprach Lenchen: „Fundevogel, verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ Da sprach der Fundevogel: „Nun und nimmermehr.“ Sprach Lenchen: „Werde zum Teich und ich die Ente darauf.“ Die Köchin aber kam herzu, und als sie den Teich sah, legte sie sich darüber hin und wollte ihn aussaufen. Aber die Ente kam schnell geschwommen, faßte sie mit ihrem Schnabel beim Kopf und zog sie ins Wasser hinein – da mußte die alte Hexe ertrinken. Da gingen die Kinder zusammen nach Haus und waren herzlich froh; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

4. Die Rollenbesetzung

Die Rollenbesetzung erfolgte durch freie Wahl jedes/r Teilnehmers/ Teilnehmerin. Folgende Rollen wurden gewählt:

Fundevogel (Siggi), Förster (Wolfgang), Mutter (Andrea), Lenchen (Marlene), Raubvogel (Lissi), Sanne (Christa), Knecht 1 (Christoph), Knecht 2 (Dietmar), Knecht 3 (Brigitte), Ente (Anna), Teich (Sabine), Rosenstock (Roswitha), Röschen (Marlies), Kirche (Heinz-Josef), Krone (Hildegard), Baum (Arno), Wald (Birgit), Wald (Jutta).

Die TeilnehmerInnen, die keine Rolle übernahmen, sorgten für die Aufzeichnung des Wichtigsten. Alle Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren also beschäftigt. Es gab keine passiven ZuschauerInnen.

Nachdem die TeilnehmerInnen sich mit ihren Rollen vertraut gemacht und wir im Groben auch das Spielfeld und den ungefähren Verlauf des Spiels abgegrenzt hatten, d. h. die Orte, wo sich die einzelnen Begebenheiten abspielen sollten, gingen die SpielerInnen in ihre Ausgangspositionen, und ich führte kurze Interviews mit den Rollenträgerinnen und Rollenträgern.

Sinn dieses Einstiegs war das Erleichtern beim Hineingehen in die Rollen und eine erste Reflexion zur Rollenwahl. Im folgenden werden stichwortartig die Empfindungen beim Rolleneinstieg genannt:

Der Fundevogel spürt Geborgenheit und Alleinsein, es ist schön, bei der Mama zu bleiben.

Die Mutter kann nicht ohne das Kind in den Wald gehen, sie wird müde, das Kind ist angenehm auf dem Schoß.

Der Förster ist souverän, er kann schießen, er kann das Kind retten, eine tolle Tat, auch Jagdfieber ist dabei.

Das Lenchen: es ist schön, ein Geschwisterkind zu bekommen, ich fühl mich mutig und gespannt, wie sich das Kind entwickelt.

Der Raubvogel: ich spüre die Weite, das Freisein, die Kraft, und auch spüre ich Freude und fühle mich gut und stark.

Die Sanne: Ich bin eifersüchtig, ich spiele eine böse Rolle, ich spiele auch eine Hexe, ich kann gut kochen, ich bin voller Erwartung.

Der 1. Knecht ist einfältig, genervt durch Sanne und durch die Arbeit, die Köchin hat die Hosen an, hetzt mich herum.

Der 2. Knecht: ich habe einen Job gesucht und auch gefunden, ich bin froh, daß ich den Job habe.

Der 3. Knecht: es geht mir gut, es ist mal was anderes.

Die Ente hat Freude an der Leichtigkeit, eine Ente zu sein. Das ist witzig, die Symbiose reizt mich.

Der Teich: ich liege still und ruhig, mir passiert nicht viel, ich finde es Klasse, daß ich hier herumliegen kann.

Der Rosenstock fühlt sich sicher, mit beiden Füßen fest auf dem Boden. Ich bin stolz auf mein Röschen, ich beschütze es und habe Dornen und kann mich wehren.

Das Röschen: Ich bin der schöne Teil, ich rieche gut, ich kann mich anlehnen und fühle mich gut dabei, beschützt zu werden.

Die Kirche: Ich schätze die Beharrlichkeit, feste Mauern, das Gebäude, ich bin groß, ich habe eine Krone und muß darauf aufpassen, ich bin nervös.

Die Krone: Ich bin der Mittelpunkt der Kirche, schön und golden, werde von der Kirche gehalten, alle schauen auf mich.

Der Baum: bin einzeln und frei, ich habe eine tragende Rolle, ich stehe da so rum, das ist stimmig, ich habe auf nichts anderes Lust.

Der Wald: Ich bin gerne im Wald und fühle mich gut.

Der Wald 2: Ich habe mir eine Weite geschaffen, ich habe meine Kinder und Enkel um mich herum.

5. Der Spielverlauf

Den Spielverlauf, der jeweils abwechselnd im Wald und im Haus stattfindet, hatten wir vorher in einzelnen Szenen skizziert:

1. Im Wald: Mutter und Kind, der Raubvogel, der Baum, das Schreien.
2. Der Förster kommt.
3. Im Haus: Die beiden Kinder,
4. Die alte Sanne schleppt Wasser,
5. Ihre Mitteilung an Lenchen,
6. Am Morgen, die Kinder im Bett, die gegenseitige Versicherung der Verlässlichkeit der Kinder und der Aufbruch.
7. Die Sanne und ihre Angst und ihr Auftrag an die Knechte.
8. Im Wald: Die Kinder vor dem Wald und die erste Verwandlung.
9. Im Haus: Die Knechte kommen zurück und erhalten einen neuen Auftrag.
10. Im Wald: Die Kinder vor dem Wald und die zweite Verwandlung.

11. Im Haus: Die Rückkehr der Knechte und der neue Aufbruch, diesmal geht Sanne mit.

12. Im Wald: Die neuerliche Suche der Kinder seitens der Knechte und der Köchin. Die dritte Verwandlung und das Ergebnis.

13. Das Ende.

Es können hier nicht Einzelheiten des Spiels beschrieben werden, nur der Gesamteindruck: Große Lebendigkeit, Spielfreude, teilweise großes Ausspielen der einzelnen Szenen.

6. Die Rollenfeedbacks

Die Rollenfeedbacks des Spiels wurden aus der letzten Position der SpielerInnen und im kurzen Verharren aus der Rolle heraus gemacht, z. T. auch noch in der anschließenden Runde.

Hier wieder einige Stichworte:

Förster (Wolfgang): Ich glaube, da war etwas, aber ich habe nichts gemerkt während des Spiels. Fundevogel (Siggi): Ich bin froh, daß Lenchen zu mir hält. Mutter (Andrea): Ich komme nicht darüber hinweg, daß mein Kind weg ist. Lenchen (Marlene): Ich bin froh, daß wir es geschafft haben. Raubvogel (Lissi): Es ist gut ausgegangen.

Sanna (Christa): Ich bin reingelegt worden.

Knecht 1 (Christoph): Ich bin froh, daß wir die Alte los sind.

Knecht 2 (Dietmar): Ich bin erleichtert, daß wir die Sanne los sind.

Knecht 3 (Brigitte): Alles ist gut ausgegangen. Ente (Anna): Ich habe die Kraft des Lenchens, ich habe die Verwandlung gespürt. Teich (Sabine): Ich hätte nicht gedacht, daß die Ente so stark ist. Rosenstock

(Roswitha): Nichts kann uns trennen. Röschen (Marlies): Gut, daß mich niemand abgeschnitten hat. Kirche (Heinz-Josef): Als Kirche habe ich keine Angst. Krone (Hildegard): Ich bin froh, daß ich die Krone für den Fundevogel war, ich habe den Knecht überlistet. Baum (Arno): Einzeln stehe ich rum, und immer passiert was. Wald (Birgit): Es ist schade, daß ich nur zusehen konnte. Wald (Jutta): Ich kriege soviel Tragik mit.

In der anschließenden Runde kam immer wieder auch zum Ausdruck, daß die und der einzelne in der Rolle Bekanntes an sich selbst bemerkt hat und daß wir, auch wenn wir in fremde Rollen gehen, natürlich immer uns selbst dabei haben.

7. Einige Ergebnisse des Abschlußgesprächs

1. Beide Kinder haben keine Mutter. Die Beziehungssicherheit müssen sie sich selber geben.
Dies ist eine zentrale Aussage des Märchens und wird sprachlich hervorgehoben durch die viermalige gegenseitige Versicherung: ... sprach Lenchen zum Fundevogel: „Verläßt du mich nicht, so verlaß ich dich auch nicht.“ So sprach der Fundevogel: „Nun und nimmermehr.“ (Ritual).
2. Die Verwandlung zur Rettung geschieht jedesmal nach dem Ritual und im Augenblick der Gefahr. Neue Kräfte machen das Unmögliche möglich. Die Bosheit hat keine Chance.
3. Menschliche Urerfahrungen und Urängste werden in diesem (und anderen Märchen) sichtbar: Der Verlust der Mutter, die Aussetzung des Kindes, der Raub des Kindes. Treue und Gerechtigkeit. Die böse Hexe (Köchin), welche die Liebe der beiden nicht ertragen kann (weil sie selbst keine erhält) und die Angst vor dem Herrn hat. Die Dummheit der Verfolger und die Rationalität des Mannes (Förster).
4. Die geheimnisvolle Welt des Unbewußten tritt hervor: Am Waldesrand geschehen die Verwandlungen.
5. Unsicherheit im Leben des Menschen ist wichtig. Sie wird durchschritten in Tapferkeit und Wagnis. Ohne den drohenden Tod als größte Unsicherheitssituation gibt es offenbar keine Verwandlung. Die Not drängt zum Handeln, die einzelnen Schritte kenne ich nicht, sie kommen auf mich zu. Das Neue kommt auf mich zu, ich suche es nicht, es findet mich. Die Aufgabe der Geborgenheit des Menschen führt also zur Mobilisierung der in ihm schlummernden Fähigkeiten.

Ja, Sicherheit braucht der Mensch, sie ist aber nicht von vornherein da, sie kommt aus dem tapferen Durchhalten der Gefahren des Lebens. Und im Märchen endet dann die dramatische Aktion so fröhlich: Da gingen die Kinder zusammen nach Haus und waren herzlich froh; und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch.

Auktion: „Was verleiht Sicherheit?“

Am zweiten Tag in Höfen ging es zunächst um die Annäherung an den Begriff Sicherheit. Wir begannen unsere Arbeitseinheit mit einer kurzen Definition des Begriffes „Sicherheit“. Es wurde ein Auszug aus dem Brockhaus zum Begriff Sicherheit verteilt, in welchem Sicherheit kurz und knapp definiert wird als „1. Gewissheit, 2. Zuverlässigkeit, 3. Gefahrlosigkeit, Schutz vor jeder Bedrohung, 4. Unbesorgtheit (...)“

Außerdem stellten wir das Ergebnis einer Internet-Recherche vor. Hierbei gaben wir eine kurze Auflistung der Adressen und Themen, die man finden kann, wenn man in eine zur Zeit gebräuchliche Suchmaschine den Begriff „Sicherheit“ eingibt.

Es wurden fast 3 Millionen Einträge zum Stichwort Sicherheit angezeigt. Darunter waren besonders viele Einträge zum Thema „Sicherheit im Internet“, aber auch zu Themen wie „Sicherheit in Kernanlagen“, Fragen der Sozialversicherung, zur inneren Sicherheit in Deutschland bis hin zur alpinen Sicherheit in Österreich.

Hierauf folgte das
Auktionsspiel

Ziel des Spieles war es, die Begriffe zu ersteigern, die man am ehesten mit Sicherheit verbindet. Jede/r Mitspieler/in bekam 110 Punkte, die er/sie verspielen konnte. Schulden machen oder Geld leihen war nicht erlaubt.

Zu Beginn der Auktion wurden alle zu ersteigernden Begriffe vorgestellt, damit jede/r Mitspieler/in eine persönliche Auswahl für sich treffen konnte.

Jeder einzelne Begriff wurde nun versteigert. Es gab kein Mindestgebot, und wie bei einer klassischen Auktion war bei der Ansage „zum Dritten“ der Begriff ersteigert. Die entsprechende Punktzahl wurde einkassiert.

Das Spiel bot neben dem inhaltlich sachlichen natürlich noch einen ausgeprägten gruppenspezifischen Aspekt: Wer überbietet wen? Wer entwickelt besonders geschickte Versteigerungstricks? (z. B. alle Punkte auf einmal bieten); Wer hält sich in der Regel zurück? Wer gönnt wem etwas oder eben auch nicht?; usw.

Das folgende Ergebnis ist also nicht als echte Prioritätenliste zu verstehen, sondern als Momentaufnahme für diese Gruppe in der aktuellen Gruppenkonstellation und –stimmung.

Die Begriffe wurden wie folgt ersteigert:

Gesundheit, Glaube und Liebe	jeweils	110 Punkte
Familie		90 Punkte
Arbeit		76 Punkte
Selbstbewußtsein		71 Punkte
Persönliche Reife und Hoffnung	jeweils	65 Punkte
Frieden		61 Punkte
Zukunftsperspektiven		60 Punkte
Gemeinsame Werte und Umwelt	jeweils	55 Punkte
Heimat und Rechtsstaat	jeweils	45 Punkte
Erfolg, Lebensziele, Freunde & Macht	jeweils	40 Punkte
Persönliche Sozialisation & Attraktivität	jeweils	35 Punkte
Geld		33 Punkte
Sozialer Status		31 Punkte
Eigenes Haus		25 Punkte
Feste Regeln		22 Punkte
Polizei		20 Punkte
Gesundheitssystem		17 Punkte
Versicherungen		16 Punkte

Nachdem alle Begriffe ersteigert worden waren, legte jede/r ihre/seine Begriffe vor sich auf den Boden und hatte dann die Möglichkeit, auszuwerten, ob es Begriffe gab, die ihr/ihm wichtiger gewesen wären. Oder ob sie/er ein „Schnäppchen“ gemacht hatte, ob sie/er irgendeinen Begriff im Rausch der Auktion viel zu teuer erstanden hatte und eigentlich gut darauf verzichten könnte, usw.

Uns wurde während der Auswertungsphase klar, dass Begriffe wie „Sozialer Status“, „Gesundheitssystem“, „Polizei“ und „Rechtsstaat“ nur so wenig Punkte erhalten hatten, weil wir in einer privilegierten Lebenssituation sind und die grundlegende Bedürfnisse gedeckt sind. Andernfalls würden solche Begriffe sehr viel entscheidender für das Empfinden von Sicherheit sein.

Definitionsversuche und Aussagen zum Begriff „Sicherheit“

Nach der Versteigerung der „Dinge“, die Sicherheit verleihen, haben sich die Teilnehmer/innen in Einzelarbeit mit folgenden Fragen beschäftigt:

- 1) Was bedeutet für mich Sicherheit?
- 2) Gibt es Sicherheiten, die lebensnotwendig sind?
- 3) Auf welche Sicherheiten möchte ich verzichten?
- 4) Welche Rolle spielt das Thema Sicherheit für die Adressaten/Klienten in meiner Arbeit?

Hier möchten wir die persönlichen Definitionen und Anmerkungen zu Sicherheit abdrucken:

- Sicherheit bedeutet die Gewissheit, dass es Lösungen für Probleme gibt und die Hoffnung, sie jeweils zu finden.
- Innere Sicherheit: Selbstsicherheit, Selbstvergewisserung, Akzeptanz - Äußere Sicherheit: frei von Bedrohung durch andere Menschen und Mangel an Grundsicherung (Essen, Trinken, Kleidung, Wärme, Wohnen)
- Sicherheit: Ruhezone, von der aus Wagnisse geprobt werden können.
- Die Ausprägung des Faktors Sicherheit (sich-sicher-sein) im Leben entscheidet über seine innovative oder lähmende Kraft für den Menschen.
- Sicherheit bedeutet, stets bemüht zu sein, Liebe, Glaube und Hoffnung in mein Da-Sein zu integrieren. Hieraus Prinzipien/ Leitlinien abzuleiten und danach zu leben.
- Sicherheit bedeutet für mich: eine gute emotionale Grundausstattung zu haben, Selbstbewußtsein, das Leben zu meistern.
- Sicherheit: Geborgenheit oder Eins-Sein in oder mit mir selbst sowohl als auch in meinen Beziehungen und beruflichen Zusammenhängen.
- Sicherheit: Zustand, in welchem sich jemand geschützt fühlt vor jeglicher Bedrohung.
- Sicherheit: Akzeptanz des Anderen, Wertschätzung, Zuverlässigkeit, Gewissheit in Übereinstimmung von Wort und Tat = Unabhängigkeit.

- Sicherheit ist ein Gefühl; subjektiv, wird empfunden.
- Sie bedeutet für mich die Beziehungen in (intakter, gesunder) Familie und im Freundeskreis leben zu können, selbstbestimmt mein Leben und meinen Beruf weiterführen zu können oder mit neuer Ausrichtung berufliche Veränderung in Zukunft anzustreben.
- ...gehalten, unbesorgt, hoffnungsvoll, angstfrei, selbstbewußt
- Sicherheit versetzt mich in die Lage, für andere Dinge kreativ zu sein und meine Kraft nicht auf Unsicherheiten zu konzentrieren.
- Gelungene (gesundheitliche/finanzielle/emotionale) Sozialisation in demokratischen Systemen mit gewachsenen, tragenden menschlichen Beziehungen. Von allem etwas. (...verleiht Sicherheit)
- Sicherheit bedeutet für mich Schutz/Geborgenheit. Voraussetzungen dafür sind: Arbeit/Geld/Gesundheit/Frieden. Sicherheit finde ich in der Familie und bei Freunden.
- Gibt es Sicherheit? Können nicht alle Begriffe, die für mich Sicherheit bedeuten, aus welchen Gründen auch immer abhanden kommen?
- Sicherheit: Kraft, Mut, Gesundheit, Selbstvertrauen, FreundInnen, Arbeit, Hoffnung, Ziele, Perspektiven
- Sicherheit ist ein Zustand jenseits von Gefährdung, Bedrohung, Unabwägbarkeit und Unvorhersagbarem.
- Für meine Sicherheit brauche ich viel Selbstvertrauen, Arbeit, die Spaß macht, eine finanzielle Grundlage, um die Bedürfnisse meiner Familie zu sichern; wenig Angst vor der Zukunft, dass Gesundheit gegenüber Krankheit überwiegt und meine Freunde wie Humor meine ständigen Begleiter sind.

Sabine Karutz und Andrea Ruffert

Das Leben riskieren

Philosophisch-psychologische Betrachtung anlässlich
der ASK-Tagung vom 22. - 24.11.2002

Zu dem Thema:

Wie viel Sicherheit(en) braucht der Mensch?

Marlene Olbrich

Diese Betrachtung, die ich, durch bekannte Autoren unterstützt, an meinem Schreibtisch vorgenommen habe, und die den Titel trägt: „Das Leben riskieren“ soll hier zum Ausdruck kommen.

Nach Sartre wird der Mensch in die Welt geworfen. Um aus diesem Wurf, der noch keine Ausprägung hat, ein Dasein zu schaffen, ent-wirft er sich. Er ist sein Entwurf. Er ist das, wozu er sich macht. Durch den Entwurf verwandelt er Existenz in Dasein: Dem Begriff der Existenz stellt Sartre den der Essenz gegenüber. Essenz ist das, was dem Leben Würze verleiht und es zu einem gestalteten Extrakt formt; zu dem der Mensch Ja sagen kann und muss.

Während die Existenz gesichert werden kann und diese Sicherung die Grundlage dafür ist, dass menschliches Leben sich gestalten kann, und die Sicherung der Existenzgrundlage gesellschaftspolitische Aufgabe und Verantwortung mitmeint, liegt die Verantwortung für die Gestaltung des Lebens, seine Ausprägung, ganz in der Ver-Antwortung des einzelnen.

Leben bedeutet ständiges Sich-Entwerfen. Und da es nichts gibt, auf das sich der Mensch berufen kann, ist er bei der Entscheidung sich selbst überlassen. Seine Verlassenheit in der Welt bewirkt, dass das Grundgefühl seines Daseins die Angst ist.

Die Frage ist, ob die Essenz des individuellen Leben gesichert werden kann und ob die Gestaltung des Lebens, wie sie sich oft darstellt, der Versuch ist, dieses ungesicherte Dasein zu sichern. Ob die Anhäufung von Materialien und Objekten, von Informationen und Besitz aller Art der Versuch ist, dem eigenen Leben Qualität und Sicherheit zu geben.

Hier ist der fragende Mensch angesprochen und „Fragen sind auf den Weg gebrachte Antworten“ sagt Professor Weber, ein alter Aachener Philosoph, den ich neulich auf eigenartige Weise kennen lernte.

Eine weitere Frage oder vorläufige Antwort drängt sich mir auf: ob die all-überall angepriesene schnelle Befriedigung meiner Wünsche wirklich anzustreben ist; oder ob es auf Dauer nicht lustvoller und befriedigender sein kann, originären Lebensbedürfnissen mein Augenmerk zu schenken, um diese erst kennenzulernen; denn über meine ganz persönlichen Wünsche weiß die Werbung nichts, und die laute Medienwelt befriedet am Ende diese Lücke vorzeitig, oder ich lasse mich dazu verführen, diesen Bedürfnisraum mit Ersatz zu füllen, bevor die eigene Wachsamkeit dazu gekommen ist, herauszufinden, was in die Lücke, in den Freiraum, will.

Es könnte ja sein, dass wir das „Zuviel“ an Waren und Konsumgütern, das „Mehr-als-genug“, das in Wahrheit längst zum Ballast geworden ist, und an dem wir ängstlich festhalten, hüten und vermehren, weil wir die Existenz in ihrer Nacktheit nicht ertragen können, und ihr lieber ein fremdes Kleid überstülpen lassen als das eigene zu wirken, und dass wir keinen Weg gefunden haben, die Existenz mit Essenz auszustatten, d.h. in lebendiges Sein zu verwandeln.

Es geht darum, in Einsicht und Bewusstheit eigener Verantwortung unser Leben zu gestalten und ihm Sinn zu verleihen.

Die Entscheidung, das eigene Leben in die Hand zu nehmen, bedeutet Mut, Anstrengung und Risikobereitschaft.

Meinen Ausführungen habe ich deshalb das Thema voran gestellt: **DAS LEBEN RISKIEREN!**

Dies ist auch der Titel eines Buches von Thea Bauridl, einer Psychoanalytikerin, die zu gesellschaftspolitischen Themen ebenso Stellung nimmt wie zur individuellen Verfasstheit des Menschen.

Vor ca. zwölf Jahren, anlässlich des Golfkriegs (ich weigere mich ihn den „ersten“ Golfkrieg zu nennen, wie ich das zur Zeit häufiger mit Unbehagen höre), war ich, wie so viele, sehr stark berührt und empört darüber, wie dieser Krieg „geführt“ wurde, und ich wollte etwas tun. Das Buch von Thea Bauridl fiel mir ein, das ich gerade mit Begeisterung gelesen hatte, und es schien mir eine geeignete Grundlage dafür, mit

anderen Menschen zusammen Alternativen zur Demonstration zu erarbeiten oder wenigstens weitab vom Medienrummel Gespräche zu führen, die uns Mut machen und das Gefühl von Ohnmacht nehmen sollten. Von einer Bühne aus, die damals für ungefähr eine Woche aufgebaut worden war, um Ankündigungen, Reden und Lieder anlässlich der Situation am Golf bekanntzugeben und vorzuführen, bot ich einen Kurs an, dem das Buch von Bauridl zugrunde liegen sollte und der im Bildungswerk für Friedensarbeit stattfinden sollte. Meine Idee kam mir, während ich auf dem Markt stand und einer Rede von Eppler zuhörte. Trotz Herzklopfen ging ich nach der offiziellen Veranstaltung auf die Bühne und machte meine Ankündigung. Viele sprangen damals über ihren eigenen Schatten, es ging um mehr als unsere Eitelkeit oder Gehemmtheit.

Dass dieser Kurs dann wegen zu geringer Anzahl von Anmeldungen nicht zustande kam, soll hier nur erwähnt und nicht weiter beachtet werden. Relevant für diese Betrachtungen hier ist, dass ich das Buch zur Vorbereitung für diese Ausführungen in die Hand nahm und nichts mehr damit anfangen konnte.

Insofern berufe ich mich auf einige andere Autoren/Philosophen, die ich zitieren werde, wobei die Zitate meiner Auffassung und Sichtweise entsprechen.

Das Thema: DAS LEBEN RISKIEREN ist doppeldeutig (nicht zweideutig)

1. Bedeutung

Das Leben riskieren heißt, unter gewissen Bedingungen das Leben aufs Spiel setzen können, sich nicht ängstlich daran klammern.

Handeln, tätig werden,
nicht darauf ausgerichtet sein, dass „nichts an mich dran kommt“. Heißt auch, mich nicht von der Vorsicht bestimmen lassen, sondern statt dessen Achtsamkeit kultivieren.

Wenn meine Sorge mein Handeln, beziehungsweise Nichthandeln bestimmt, damit mir nur ja nichts passiert, dann passiert auch nichts! Langeweile, Öde oder Depression können die Folge sein.

Wer sich ängstlich bewahren will, wird sich verpassen. Schöner drücken zwei Bibelzitate dieses Phänomen aus:

Markus 8,35 Denn wer sein Leben retten will, wird es verlieren.

Markus 36 Was nutzt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, dafür aber sein Leben einbüßt.

Auch hier wird Welt und Leben gegenübergestellt, wie das in dieser Betrachtung noch geschehen soll.

In diesem Zusammenhang heißt: das Leben riskieren auch: den Tod riskieren.

2. Bedeutung

des Titels: das Leben riskieren ist:

Das Leben wagen,

dem Zufall und der Spontaneität, die nicht mit Impulsivität gleichgesetzt werden kann, Raum zu geben,

die Sicherheit der Alltäglichkeit zu verlassen um eines bedeutenden Schrittes willen, den ich als für mich richtig erkannt habe.

Auf einen starren Plan verzichten, der mir den Blick einengen würde für den Augenblick; Leben ist immer nur Jetzt.

Vor Jahren las ich beim Frühstück an einem schönen Frühlingmorgen folgende Headline in der Tageszeitung: „Gute Planung ist der halbe Urlaub!“

Vielleicht hat der Redakteur ja ungewollt recht, dachte ich.

Vorstellungen, die in die Zukunft gehen, „stellen“ sich „vor“ die Realität des Augenblicks.

Aber warum sollten wir das tun? Warum sollten wir uns der Angst aussetzen und mutig sein, warum die Unsicherheit wählen, wenn ein bequemer Weg vorgezeichnet zu sein scheint und angeboten wird, ein Weg, der „auf der Hand liegt“?

Zunächst hierzu ein Satz von Adolf Muschg:

„Die Person fängt da an, wo die Sicherheit aufhört.“

Sicherheit kann nur statisch sein. Es widerspricht ihr, Unvorhergesehenem Raum zu geben und intuitiver Erkenntnis nachzugehen. Sicherheit will Kalkulierbarkeit, die beim Auto- oder Hauskauf ihren Platz hat, jedoch die Entwicklung der Person behindert.

Unsicherheit ist der Motor für Veränderung. Der ambivalente Mensch kann auf die Idee kommen, einmal zwei infrage kommende Möglichkeiten auszuprobieren, auf die Idee kommt der „sichere“ Mensch nicht.

Ich behaupte mit vielen anderen: Die Angst, sich der Unsicherheit auszusetzen, die Bestandteil des Lebendigen ist (und zwar in der Weise, dass sie das Lebendige geradezu ausmacht) ist in Wirklichkeit die Angst vor dem Tod.

Damit sind zwei Punkte genannt, mit denen ich mich des weiteren beschäftigen werde: „Angst“ und „Tod“

A Angst als Grundbefindlichkeit des Menschen

B Tod als unbedingte Verfasstheit des Menschen

Zu A: Angst

Wir unterscheiden zwischen Angst und Furcht. Furcht bezieht sich auf ein Etwas, einen Gegenstand, ein Objekt, während Angst diffus und gegenstandslos zu sein scheint. Dieses Unbestimmbare, „Gegenstandslose“ macht sie geradezu aus.

Diese Angst vor dem Leben, die im eigentlichen die Angst vor dem Tod ist, veranlasst uns, unser Leben auf allerlei Weise zu sichern und die uns „zustehende Unverletzlichkeit“ einzuklagen.

Denn wenn ich mich auf das Leben einlasse und mit wachen Augen und unvoreingenommenem Sinn die Geschehnisse der Welt wahrnehme und deute, könnte das unbequeme Konsequenzen haben.

Darum wählen wir oft lieber die „verarbeitete Information“, ohne uns darüber im klaren zu sein, dass Gleichschaltung und Vermischung von „wichtig“ und „unwichtig“ damit verbunden ist; so dass die Unruhe, die daraus resultiert, uns annehmen lässt, sie würde größer, wenn wir genau hinsehen. Also schließen wir die Augen einen Spalt, um nicht genau hinsehen zu müssen. Wir verhalten uns so, als könnten wir, wenn wir sparsam mit dem Leben und der Bewegung umgehen, den Tod vermeiden. Dieser Totstell-Reflex soll uns verschonen, und die Angst nicht flattern lassen, und doch verstärkt er sie, indem sie unter der Oberfläche sich ausbreitet und uns ein“engt“.

Aber schauen wir uns die Angst genauer an!

Riemann unterscheidet in seinem Buch: “Grundformen der Angst“ vier verschiedene Arten:

1. Angst vor der Selbsthingabe
2. Angst vor der Selbstwerdung
3. Angst vor der Wandlung
4. Angst vor der Notwendigkeit

Meine These lautet: Alle vier Formen haben mit der Angst vor dem Tod zu tun.

Zu 1. Angst vor der Selbsthingabe

Ein Selbst, das sich wagt, geht aus diesen Wagnissen immer stärker hervor.

Ein schwaches Selbst, das sich ängstlich behütet und mühsam zusammenhalten muss, damit ihm nichts Unvorhergesehenes passiert, hat Angst, sich hinzugeben, aus Furcht, auch noch dieses zu verlieren.

Aber oft ist das Leben stärker als die Angst, z. B. in der Sexualität. Es setzt sich durch, ohne dass wir das entschieden haben.

Wenn zwei Menschen sich lieben, und in dieser Liebe sich gegenseitig an den anderen verlieren, gewinnen sie den Höhepunkt der Lust, den Orgasmus. Und es muss dieses Moment des „Sich-Verlierens“ enthalten sein, das sich „wie von selbst“ einstellt, um es als das zu benennen, was mit „Der kleine Tod“ bezeichnet wird. Man kann ihn nur an sich geschehen lassen. Ohne Verunsicherung ist Lust nicht zu haben.

Zu 2. Angst vor Selbstwerdung

Selbst werden kann ich nur, wenn ich über das allen Gehörende, „allgemein Menschliche“ hinaus mein So-Sein, mein Anderssein erkennen und aushalten kann. Das bedeutet, das Mir-Eigene wählen, das Man hinter sich lassen, die eigene Wahrheit suchen, statt mit anderen Meinungen auszutauschen.

Bedeutet weiterhin, nach dem, was ich als für mich richtig erkannt habe, zu leben, aus der Reihe tanzen können, wenn die „Reihe“ mir oder anderen schadet, heißt, riskieren, nicht dazuzugehören, ausgeschlossen zu werden, allein zu sein.

Alleinseinkönnen-Üben heißt: Sterben üben, denn sterben müssen wir allein.

Zu 3. Angst vor der Wandlung

Das Bekannte macht sicher. Ich weiß, womit ich zu rechnen habe. Ich kann mich in mein Leben einrichten.

Was Neues mir bringen wird, weiß ich nicht. Was ich entdecke, wenn ich über meine mir bekannten Grenzen hinausgehe, kann weh tun. Die Wandlung, die Metamorphose, ist mit Schmerzen verbunden, die ich nicht will.

Wandlung bedeutet, Vertrautes aufzugeben, Gewohntes hinter sich zu lassen, das Unbekannte wagen und Ordnungen zu durchbrechen, unsere Freiheit und unsere Möglichkeiten zu erkennen und zu gebrauchen.

Die größte Wandlung, die uns bevorsteht und vor der es kein Entrinnen gibt, ist die Wandlung vom Leben zum Tod.

Zu 4. Angst vor der Notwendigkeit

Die herausragende Notwendigkeit ist der Tod. Der Tod als Erstarrung und Endgültigkeit ist unbegreifbar, ebenso wie uns die Notwendigkeit der Freiheit nur schwer einleuchtet und die wir ängstlich zu vermeiden versuchen, um der Wucht der Verantwortung, die damit verbunden ist, zu entgehen. Nach Sartre müssen wir wählen und sind dazu verurteilt, frei zu sein.

Diese aufgezeigten Aspekte von Angst, die hier nur ausschnittweise angeführt worden sind, sollen doch das Wesen der Angst erkennbar machen. Und es taucht vielleicht die Frage nach der Notwendigkeit der Angst auf.

Wenn es die Angst unabänderlich gibt, wie soll ich mich dann zu ihr verhalten? Ein umfassendes Eingehen auf diese Frage sprengt sowohl den Rahmen dieses Gesamtthemas als auch die Kompetenz der Autorin.

Aber soviel:

Es hilft nicht, die Angst zu verleugnen, sondern sie zu akzeptieren. Sich gegen die Angst stellen, verbraucht Energie, die ich zur Bewältigung der Situation brauche, statt sich gegen sie zu stellen, kann ich mit ihr mitgehen, was so viel bedeutet wie, sich mit ihr bekannt zu machen.

Die Botschaft, die zu Beginn meines Studiums der Philosophie-Professor Wolfgang Schlüter zitierte, ist zweifellos, trotz ihrer Rigorosität, eine tröstliche:

Du hast doch dich, und gemeinsam mit dir
Und deiner Persönlichkeit
Gehst du kontinuierlich auf den Tod zu.

Vermeiden von Angst führt zu immer mehr Angst. Wenn ich die Angst genau angucke, kann ich sie kennenlernen, und wer weiß, ob es immer Angst ist, was empfunden wird. Manche Menschen, die eine Erregung spüren und sie als Angst deuten, haben vielleicht in Wirklichkeit heißes Interesse und zittern vor Begehren.

Genau hinzusehen, was ist, braucht Mut. Angst steht also dem Mut gegenüber.

Zur Erläuterung führe ich ein Beispiel aus eigenem Erleben an.

Als ich Kind war und als ich jung war, pflegte ich Wieseneinzäunungen zu überspringen und über Motorräder, die am Straßenrand abgestellt waren. Ich sprang von hohen Felsen ins Meer usw.

Ich bekam zu hören: "Hast Du keine Angst?" und „Du bist aber mutig!?"

Beides stimmte und stimmte nicht, und zwar in folgender Weise:

Manchmal hatte ich Angst und sprang doch, und es war mutig, meine vorgenommene Handlung auszuführen.

Manchmal hatte ich keine Angst, ich sah keine Gefahr, ich war waghalsig; also war kein Mut nötig, um zu springen. Es handelte sich um zwei Ausprägungen eines Merkmals, den Unterschied kannte nur ich selbst.

Angst begründet also Mut. Wo keine Angst ist, da braucht es keinen Mut. Wo aber Angst ist, da wird der Mut das sein, das mir zu handeln hilft, statt in Lähmung zu erstarren. Wenn ich trotz der Angst tue was zu tun ist, erfinde ich den Mut wie von selbst.

Angst ist die Leitlinie unseres Lebens, das aus vielen Tagen besteht, immer einer nach dem anderen. „Wir schreiten durch uns selbst dahin“. (James Joyce)

„Du sollst wissen, dass man keinem die Angst nehmen kann,
und wenn man es könnte, dürfte man es nicht.
Wer nicht weiß, dass er verlassen ist, der wird nichts am Leben finden.
Er wird Sicherheit suchen, und die gibt es nicht.
Der Mensch fängt da an, wo die Sicherheit aufhört.“

Adolf Muschg

Um zum nächsten Punkt zu kommen, zitiere ich mich selbst mit einem Kalauer, der mir vor einiger Zeit beim Frühstück einfiel: "Vorsicht, das Leben ist lebensgefährlich, es führt unweigerlich zum Tode."

Zu B: Tod

Die heftigste Notwendigkeit des menschlichen Lebens ist der Tod, an dem niemand vorbeikommt. Das heißt auch, daß die heftigste Angst die Angst vor dem Tod ist.

Reemtsma nannte in einem Vortrag über Utopien den Tod „Die stärkste Nicht-Utopie.“

Der Tod als Ende der Verfügbarkeit über das Leben.

Mit dem Tod ist „das Spiel aus“: Nichts geht mehr! „Rien ne va plus!“

Unsere Handlungen bleiben für immer eingefroren.

Und doch steht dem gegenüber, dass das Leben durch die Tatsache des Todes seine spezielle Qualität bekommt. Durch die Endlichkeit kommt Spannung, Reiz und Bedeutung in die menschliche Existenz.

Es scheint so, als ob die Vergänglichkeit allem einen Wert verleiht.

Reemtsma stellte seinem Vortrag ein Nietzsche-Zitat voran, das er, leicht ironisch, abwandelte in: „Und keine Lust will Ewigkeit.“

Wenn man sich diesen Satz auf der Zunge zergehen läßt, schmeckt man seine paradoxe Wahrheit.

Camus bezeichnet den Tod als Skandal. Und er hält die Frage, ob es sich in der Gewißheit des Todes überhaupt zu leben lohnt, oder ob man sich besser umbringt, für die dringlichste aller Fragen.

Die Antwort auf diese Frage ist das Leben selbst, ist die Entscheidung dafür, wie man sich zu seinem Leben stellt, wie man es entwirft und ob man die Handlungen und Taten, die den Entwurf kennzeichnen, tut oder nicht tun will.

Der polnische Schriftsteller Stanislaw Jerzy Lec prägte folgenden leidenschaftlichen Satz:

„Unterlassene Handlungen ziehen oft einen katastrophalen Mangel an Folgen nach sich.“

Also schließlich ist die Frage, wie ich meinem Leben Sinn geben kann, und ob ich diese Anstrengung überhaupt auf mich nehmen will, die dringlichste aller Fragen.

Die Mehrheit der Menschen neigt dazu, fortwährend Fragen zu stellen ohne Schlüsse zu ziehen, selbst wenn ihnen die Antwort plausibel erscheint.

Wenn man bedenkt, dass Selbstmörder oft Menschen waren, die vom Sinn des Lebens mehr überzeugt waren als andere oder das Leben liebten, könnte man den Schluß ziehen, dass ein mittelmäßiges Leben, das hingenommen und nicht in Frage gestellt wird, das dahinplätschert im Strom des Üblichen, am besten davor schützt, sich umzubringen.

Wir Menschen sind sterblich, aber manchmal sieht es so aus, als glaubten wir nicht daran. Wir horten Dinge wie für die Ewigkeit und schieben auf, als lebten wir ewig und tun so, als ob das Eigentliche erst noch käme. Diese sympathische Haltung, die zweifellos eine unschuldig-kindliche Weltsicht deutlich macht, zieht jedoch in Wirklichkeit oft einen „katastrophalen Mangel“ an gelebtem Leben nach sich.

Camus zitiert in seinem Versuch über das Absurde: „Der Mythos von Sisyphos“, Nietzsche: „Wichtig ist nicht das Ewige Leben sondern die ewige Lebendigkeit.“

In dieser Wahl liegt das Drama: Wenn ich die „ewige Lebendigkeit“ will, muss ich das Leben riskieren.

Das heißt auch, die Zuschauertribüne verlassen und auf die Bühne zu treten, um zu handeln.

Camus sagt: „Es kommt für jeden eine Zeit zwischen Zuschauen und der Tat zu wählen; und die Tat wählen, heißt, ein Mensch werden.“

Und wenn ich die Tat wähle, riskiere ich, mir die Hände schmutzig zu machen. Wenn ich riskiere, dass etwas an mich dran kommt, dann riskiere ich, schuldig zu werden.

C.G. Jung schreibt in seinem Werk über „Gut und Böse“ in der psychoanalytischen Psychologie: ...dass die Menschen nur zu sich selbst finden, wenn sie den Mut aufbringen, schuldig zu werden; „und unendlich schwerer als die Schuld, ein moralisches Gesetz übertreten zu haben, ist die Schuld, am Ende durch ein Leben sittenstrenger Reinheit sich und den anderen alles schuldig geblieben zu sein.“

Und - vielleicht ist ja das Gegenteil von Unschuld nicht Schuld, sondern Erkenntnis. (Ist nicht der Sündenfall dadurch gekennzeichnet, dass Adam und Eva vom Baum der Erkenntnis gegessen haben?)

Und: „Die Tat Wählen“ meint nicht, ein Leben in Aktionismus zu führen. Ich schließe mich noch einmal den Ausführungen Camus an:

„Wenn ich die Tat wähle, so glaubt nicht, dass die Kontemplation mir fremd ist. Sie kann mir nur nicht alles geben; und ich sträube mich gegen Beschränkung. Ich will alles oder nichts!“

Und, zum Schluß den Satz, den Camus seinem Essay vorangestellt hat:

„Liebe Seele, trachte nicht nach dem ewigen Leben,
sondern schöpfe das Mögliche aus!“

Quellen:

- Seite 15 J.P.Sartre
„Ist der Existenzialismus ein Humanismus?“ / 3 Essays
Ullstein Buch
- Seite 16 Thea Bauridl
„Das Leben riskieren“
Psychoanalytische Perspektiven politischen Widerstandes
Piper Verlag
- Seite 19 Adolf Muschg
„Bayrin oder die Freundschaftsgesellschaft“
Suhrkamp Taschenbuch 902
- Seite 20 Fritz Riemann
„Grundformen der Angst“
Eine tiefenpsychologische Studie
Ernst Reinhardt Verlag
- Seite 22 „Du hast doch dich“ – ohne Quellennachweis
- Seite 23 Adolf Muschg
ebda.
- Seite 24 Stanislaw Jerzy Lec
„Sämtliche unfrisierte Gedanken“
Carl Hauser Verlag
- Seite 24 J. Ph. Reemtsma
Vortrag am 31.10.02 „KEINE LUST WILL EWIGKEIT -
Das utopische Bewußtsein als objektive Grille“ beim internationalen
Jahreskongress des Wissenschaftszentrums Nordrhein-Westfalen mit dem
Thema „Die Unruhe in der Kultur – Potentiale des Utopischen“
- Seite 25 C. G. Jung
“Gut und Böse in der analytischen Psychologie“ 1959
Ges. Werke X

Seite 25 A. Camus
„Der Mythos von Sisyphos
Ein Versuch über das Absurde“
rowohlts deutsche Enzyklopädie

Seite 26 A. Camus
ebda.

Zu den AutorInnen:

- Waldemar Andresen,** Psychodramatiker, vormals Professor für Erziehungswissenschaften an der KFH Abteilung Aachen, besonderes Engagement in der Hospizarbeit, Beisitzer im Vorstand des ask
- Marlene Olbrich** Diplom Sozialpädagogin, Psychotherapeutin, Supervisorin, Lehrbeauftragte an der KFH Aachen, besonderes Interessengebiet: Philosophie, Beisitzerin im Vorstand des ask
- Sabine Karutz** Diplom Sozialpädagogin, Sozialtherapeutin Sucht, Mutter von 2 Kindern, Schriftführerin im Vorstand des ask
- Andrea Ruffert** Diplom Sozialpädagogin, Leitung des Sozialen Dienstes in einem Aachener Altenheim, stellvertretende Vorsitzende des ask